

Mein Papa, das Krokodil

Schwüle Atmosphäre, hitzige Emotionen: „Crocodile Tears“

VON UWE MIES

Flecken auf der Unterhose, da schrillen nicht selten mütterliche Alarmglocken. Mama, die mit ihrem halbwüchsigen Sohn Johan eine Krokodilfarm betreibt, geht die Sache erst einmal von praktischer Seite an; sie schrubbt die Wäsche gleich doppelt ordentlich. Ansonsten bleibt das Tagesgeschäft gleich: Hühnerkadaver verfüttern, der große weiße Kerl in seinem gesonderten Gehege bekommt derweil Lebendfutter verabreicht. Nachts teilen Mutter und Sohn das gleiche Bett, im Löffelchen vereint. Dieses vermeintliche Idyll bekommt grobe Risse, Johan eines Tages eine junge Frau kennenlernt. Arumi arbeitet in einer Karaoke-Bar, was sie zunächst noch verschweigt. Johans unverstelltes Buhlen aber rührt sie an. Die beiden werden ein Paar, Arumi zieht bei Johan ein und Mama müht sich nicht, ihre Abneigung zu verbergen. Die Lage verschlimmert sich dramatisch, als Arumi einen positiven Schwangerschaftstest vorlegt.

Eine eher bizarre Mischkalkulation aus Bildungsroman (junger Mann strampelt sich ins Leben frei) und inzestuös angehauchtem Mutter-Sohn-Drama, zart garniert mit jugendlicher Lovestory und gewürzt mit folkloristischer Phantastik; immerhin soll es sich bei dem weißen Krokodil um Johans Vater handeln. Hat man sich diese Grundanlage vergegenwärtigt, präsentiert sich dieses erfrischend unhysterische Modell aus südostasiatischer Exotik und europäischer Finanzierungsfreude als reizvolles Spiel mit einschlägigen Erwartungen. Im trügerisch sanft dahintreibenden Erzählfluss finden sich immer wieder kleine Störelemente, die der Handlung unberechenbar an- und verschieben, was sich auch für die Spannung als gute Lösung erweist. Auch die erfreulich unkonventionelle Besetzung arbeitet diesen Eindrücken mit erfreulich nuanciertem Spiel zu. Der indonesische Regisseur Tumpal Tampubolon hat auch ein Faible für atmosphärisch abgedunkelte Farbtöne in den Innenräumen, was die melodramatische Verdichtung auf der Zielgeraden noch einmal massiv unterfüttert. Die Krokodile sind bei all dem noch das am wenigsten Furchteinflößende.

DRAMA

Crocodile Tears, Regie: Tumpal Tampubolon, mit Yusuf Mahardika, Marissa Anita, Zulfa Maharani. 98 Minuten, FSK 12



Charlotte Rampling (v.l.n.r.) als die Mutter, Cate Blanchett als Timothea und Vicky Krieps als Lilith

Foto: Weltkino

Schweigen ist Silber, Worte sind Gold

Jim Jarmusch widmet sich in „Father Mother Sister Brother“ der Wucht des Ungesagten

VON JÖRG BRANDES

Jim Jarmusch hat ein Faible für Episodenfilme. In „Mystery Train“ (1989) erzählt er drei Geschichten, die in einem Hotel in Memphis spielen, in „Night On Earth“ (1991) begibt er sich auf fünf Taxitourneen durch fünf verschiedene Städte, in „Coffee And Cigarettes“ (2003) unterhalten sich Menschen bei – eben – Kaffee und Zigaretten.

In seinem aktuellen, in Venedig mit dem „Goldenen Löwen“ ausge-

zeichneten Werk nimmt er nun in drei geografisch verstreuten Episoden innerfamiliäre Beziehungen unter die Lupe.

In Episode eins besuchen die Geschwister Jeff und Emily (Adam Driver, Mayim Bialik) ihren zauseligen Vater (Tom Waits), der abgeschieden irgendwo im Nordosten der USA lebt. Beide haben ihn länger nicht gesehen. Nach der Begrüßung geht der Gesprächsstoff schnell aus, die Sprechpausen nehmen zu. Sohn und Tochter zieht es bald wieder fort. Vor der Abfahrt drückt Jeff dem Alten

noch ein paar Scheine Geld in die Hand. Sehr steif läuft die Konversation auch in der zweiten, in Dublin spielenden Geschichte. In der sind die beiden ungleichen Schwestern Timothea und Lilith (Cate Blanchett, Vicky Krieps) einmal im Jahr bei ihrer Mutter (Charlotte Rampling) zur penibel vorbereiteten Teatime zu Gast. Doch weder die verhuschte Timothea noch die flippige Lilith,



Tom Waits als zauseliger Vater

Foto: Vague Nation

offen und ehrlich miteinander reden (können).

Warmherziger geht es in Story Nummer drei zu, in der die Zwillinge Skye und Billie (Indya Moore, Luka Sabbat) in Paris zum letzten Mal die Wohnung ihrer Eltern aufsuchen, die bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sind. Im Gegensatz zum übrigen Filmpersonal können die beiden gut miteinander. Sie tauschen gemeinsame Erinnerungen aus, müssen aber auch feststellen, dass sie über ihre Eltern nicht alles gewusst haben.

Es gibt durchaus wiederkehrende Elemente. So rollen in jeder Episode Skater durchs Bild, in allen Geschichten taucht eine echte oder nachgeahmte Rolex-Uhr auf. Aber das sind eher kleine Spielereien. Abgesehen vom Leitmotiv und der nicht eben neuen Erkenntnis, dass man sich Familie nicht aussuchen kann, verbindet die Storys vor allem der für Jarmuschs Filme typische melancholisch-lakonische Humor. Und darüber hinaus die Fähigkeit des Regisseurs, mit wenigen Mitteln und ohne groß zu dramatisieren vielsagend erzählen zu können.

TRAGIKOMÖDIE

Father Mother Sister Brother, Regie: Jim Jarmusch, mit Tom Waits, Adam Driver, Mayim Bialik, 110 Minuten, FSK 12

Und plötzlich alleinerziehend

Wichtiges Thema, originell umgesetzt: „Die Solisten“

Zehn Personen, acht Frauen und zwei Männer, sahen sich damit konfrontiert, nach vorzeitigen Trennungen (ein Todesfall) das oder die Kinder allein aufziehen zu müssen. Was im Regelfall zu einem Übermaß sprechender Köpfe und entsprechender Ermüdung führt, findet hier dank inspirierter Konzeptualisierung (Anna Hepp, Stefan Lampadius) zu einer visuell abwechslungsreichen Ausgestaltung.

Der Dreh fand in den Abenteuerhallen, einer umgewidmeten Fabrik in Köln-Kalk, statt. Alle Betroffenen sind unterwegs im Gelände, klettern, gehen, hüpfen, springen und tanzen, manchmal stehen sie auch nur, je nachdem, an welchem Punkt ihre eigene Nacherzählung sich gerade befindet. Mal wird gearbeitet, mal setzt pantomimisches Spiel ein, immer ist die Kamera mit unterwegs, fährt, fliegt oder schwenkt, entsättigte Farben akzentuieren die Schwarz-weiß-Ästhetik. Bisweilen blicken doch Gesichter in Nahaufnahme von der Leinwand, dann hält auch die Kamera inne und Alltagsfarben bestimmen das Bild. Die Stimme eines Opernsängers artikuliert die Meinung des „Volksmunds“. Ein großartiger Film, der für ein heftiges Thema eine inhaltlich stimmige Aufbereitung in visuell kraftvoller Form fand und genau deshalb emotionale Nähe aufbaut. (ues)

DOKU

Die Solisten, Regie: Anna Hepp. Choreografie: Ivana Kiscic. Gesang: Thilo Dahlmann. 87 Minuten, FSK 12

KURZ UND KNAPP

Oldboy

Thriller – Dae-Su Oh, ein unscheinbarer Bürger, verschwindet eines Nachts von offener Straße und findet sich in einem möblierten Zimmer wieder, wo er 15 Jahre lang gefangen gehalten wird. Als er frei kommt, will er wissen, wer ihn gefangen hielt und warum. Seine Wut ist gewaltig. Eine originelle Ausgangslage für einen furios inszenierten Thriller von 2004, der Südkoreas Status als aufsteigende Filmnation zementierte. Filmautor Park Chan-wook drehte „Oldboy“ als technisch hochklassiges, innovatives Mittelstück seiner Rachetrieologie (nach „Sympathy for Mr. Vengeance“, vor „Lady Vengeance“). Die Szene, in der der Held sich in engem Korridor mit einem Hammer durch drei Dutzend Gegner pflügt, sollte man einmal im Leben gesehen haben. Di. (ues)



Choi Min-Sik als Dae-su Oh

Foto: Capelight Pictures

Scream 7

Horror – Sidney Prescott wurde in jungen Jahren von einem maskierten Psychokiller bedroht – und seither immer wieder. Jetzt meldet sich schon wieder einer, kündigt Schlimmes an. Dann schreitet er zur Tat und lichtet Sidneys Freundeskreis. Als er auch ihre Tochter Tatum (Isabel May) bedroht, ruft Sidney ihre Freundin Gale herbei. Es kommt zum Endkampf. Kevin Williamson, der alle Scream-Drehbücher seit Wes Cravens Urfilm von 1996 schrieb erstmalig selber Regie und hat mit Neve Campbell und Courtney Cox zwei Stars der ersten Stunde dabei. Ein Film der Kategorie „Bewahrt das Bewährte“. Man kann auch sagen: Von Leuten, die den Hals nicht vollkriegen, für Leute, die den Hals nicht vollkriegen, weil sie immer da Gleiche sehen wollen. (ues)

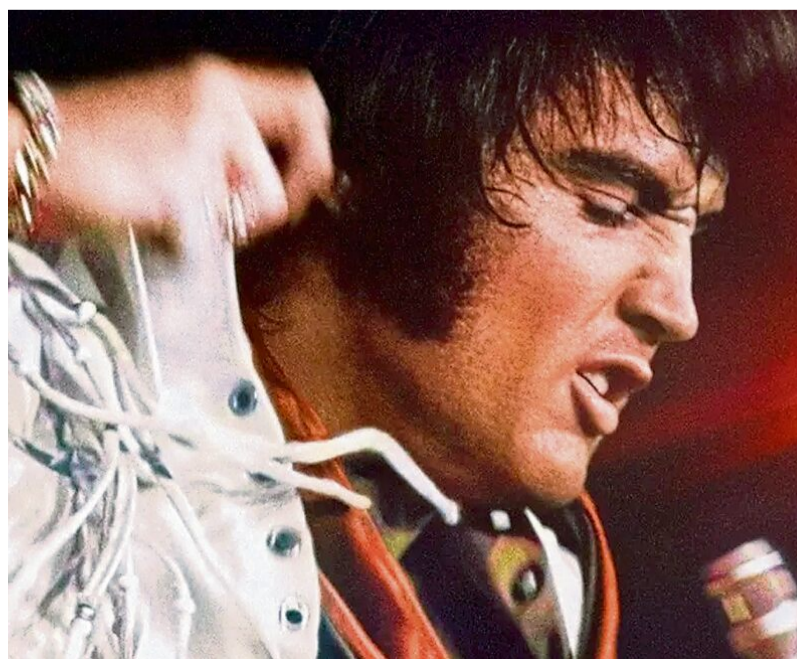
Heiße Rhythmen, schrille Fans und ganz hartes Training

Baz Luhrmans erstklassige Rockumentary „EPIC – Elvis Presley in Concert“

VON UWE MIES

Elvis Presleys Karriere lässt sich in drei Abschnitte gliedern. The King of Rock'n'Roll in den 1950er Jahren, die Hollywood-Jahre nach der Militärzeit und die schließlich die Phase als Live-Entertainer mit seinen Bühnenshows, nach dem TV-Special 1968 am 31. Juli 1969 im neuen International Hotel in Las Vegas beginnt. Hier wird Elvis insgesamt 635 Auftritte bestreiten, bis zu seinem Tod 1977 werden noch 450 weitere Konzerte hinzukommen.

Der vorliegende Film eröffnet mit einem kurzen Abriss durch die Elvis-Historie bis zum ersten Las-Vegas-Gig. Wer es als Entertainer in jener Zeit zu einem beständigen Engagement in Las Vegas schafft, der hat es geschafft. Mehr geht nach amerikanischem Verständnis nicht. Die Gründe dafür zeigt dieser Film.



Gibt wie immer alles: Elvis Presley auf der Bühne

Foto: Universal Pictures

Baz Luhrman hat eine Collage aus Impressionen Backstage, vor allem aber von den Proben im Studio mit den Bühnenauftritten zwischen 1969 und 1976 ebenso kenntnisreich wie technisch hochklassig erstellt. Alles Bild- und Tonmaterial wurde digital optimiert für Mehrkanalraumton und Filmaufführungen im IMAX-Großbildformat. Dass selbst Super8-Homemovies hier höchsten Ansprüchen gerecht werden, ist erstaunlich. Für Fans stellt dieser Film einen bislang nicht für möglich gehaltenen Höhepunkt dar.

Grundsätzlich gilt: Dieser Film vermittelt in nüchterner Beobachtung, wie präzise Elvis mit der Band und den Sängern im Hintergrund die Songs arrangierte und einstudierte. Man bekommt eine unmittelbare Vorstellung, welche körperliche Anstrengung diese Shows darstellten, von denen bis zu drei Stück

am Tag absolviert wurden. Und man bekommt eine Vorstellung von der ungebremsten Bewunderung der weiblichen Fans, wobei nicht selten jene mittleren Alters knapp bekleidet die Bühne stürmen und dem Star die Zunge in den Hals schieben.

Als Spiegel der dekadenten 70er Jahre ist der Film ein einziges Vergnügen, als Dokument über den Musiker und Performer hält er mit den Collagen zu „Polk Sald Annie“ und „Bridge Over Troubled Water“ zwei gewaltige Impressionen bereit. Das Phänomen Elvis Presley lebt weiter.

MUSIK DOKU

EPIC – Elvis Presley in Concert. Regie: Baz Luhrman. 90 Minuten, FSK 6